

Zwiebeln rösten in der 14er-WG

Heute eröffnet das Seniorenhaus Casa in Kagran. Es setzt mit einem innovativen Pflegekonzept zukunftsweisende Akzente. Bewohner sollen trotz Defiziten ganz normalen Alltag leben. Für Mitarbeiter gibt es neue Berufsmodelle.

Karin Pollack

Wien – Es ist knapp vor elf Uhr. Pflegehelferin Sieglinde Popp ruft zur Morgengymnastik. Sie ist gewöhnt, dass die Resonanz auf ihr Angebot jeden Tag unterschiedlich ist. „Man muss halt schon ein bissl was machen“, rafft sich eine knapp 70-Jährige auf. Ihr Sitznachbar schwänzt, er ist noch beim Frühstück und hat keine Lust. Es dauert, bis sich der Sesselkreis im Wohnzimmer der Wohngemeinschaft im zweiten Stock formiert hat.

Insgesamt wohnen 14 Menschen jeweils in Einzelzimmern, einige haben sich ihre Möbel hierher mitgebracht. Ihr soziales Leben findet jedoch in der großen Wohnküche statt. Hier wird gemeinsam gekocht, wird Wäsche zusammengelegt oder eben Gymnastik gemacht: Arme heben, Hände ausschütteln, Kopf kreisen: Keine leichte Aufgabe für die Bewohner, die, um hier aufgenommen zu werden, zumindest die Pflegestufe drei erreicht haben müssen, also erhöhten Pflegebedarf haben.

„Das Besondere an dieser Einrichtung hier in der Rennbahnsiedlung ist, dass wir Alltagsnormalität im Leben bis ins hohe Al-

ter erhalten wollen“, erklärt die Leiterin Martina Aichelburg-Rumerskirch. In den insgesamt zehn Hausgemeinschaften leben jeweils zwölf bis 14 Menschen, auch Doppelzimmer gibt es. Es wird jeden Tag gemeinsam gekocht, Tisch gedeckt und gegessen. Auch Aufgaben wie Wäsche zusammenlegen können von Bewohnern selbst erledigt werden.

„Alles, was passiert, kennen Menschen, auch wenn sie an Demenzerkrankungen leiden, es bringt Orientierung und Abwechslung ins Leben“, sagt Aichelburg-Rumerskirch und sieht, dass auch Menschen, die nicht mehr alleine leben können, gerne mitmachen. Der Geruch von geröstetem

REPORTAGE

Zwiebel etwa, der bei der Morgengymnastik von der Küche herüberweht, macht Lust auf Essen. Selbstgekochtes schmeckt besser wie Essen aus der Großküche.

Zum Abschluss der Gymnastikrunde wird Ball gespielt. „Wie heiße ich?“, fragt Pflegehelferin Popp. Die meisten wissen es nicht, sie vergessen alle Namen jeden Tag aufs Neue. Solche Defizite werden auf hohem professionellem Niveau abgedeckt. Jeder, der hier arbeitet, behandelt die Menschen mit großem Respekt. „Wir bieten an, zwingen aber niemanden“,



Küchenarbeiten sind bei den Bewohnern sehr beliebt. Jeden Vormittag gegen halb elf wird gemeinsam gekocht – hier oben Letscho. Die Alltagsbetreuerin managt die Schälarbeiten. Foto: Heribert Corn

sagt Pflegehelferin Popp. Was simpel klingt, ist das Ergebnis eines Umdenkprozesses, der in der Pflege gerade stattfindet. Casa wurde 2003 von der Caritas, der Erzdiözese Wien und der Stiftung Liebenau gegründet. Wer hier einzieht, wird vom Fonds soziales Wien unterstützt.

Karriere in der Pflege

„Wir bieten Pflegehelfern eine Führungsfunktion an. Dieses Karrieremodell gibt es in Österreich sonst nicht“, sagt Aichelburg-Ru-

merskirch. Schlüsselperson einer Wohngemeinschaft ist die Alltagsbetreuerin, die den Haushalt führt, kocht „und optimalerweise einen guten Schmah hat“. Pflegehelferinnen wie Sieglinde Popp managen das Betreuungsprogramm, die diplomierten Gesundheits- und Krankenpflegerinnen im Haus versorgen die Bewohner in ihrem Fachbereich. Niedergelassene Ärzte kommen von außerhalb. Der Vorteil: „Berufsgruppen arbeiten in ihrer Kernkompetenz“, so Aichelburg-Rumerskirch, die

stets betont, dass sie für dieses Konzept nicht mehr Personal als anderswo braucht und auch die Kriterien des Wiener Wohn- und Pflegegesetzes erfüllt.

Damit alte Menschen hier Alltag erleben, wurden hinter den Kulissen Dienst- und Aufgabenbereiche neu strukturiert. Unlängst ist sogar eine Frau mit ihrer 18-jährigen Katze eingezogen. Sogar ein Hund ist erlaubt, weil er zum Spaziergehen animiert. Individualität gehört eben zur Lebensqualität, findet die Leiterin.

100 Programmpunkte für zehn Jahre Museumsquartier

Wien – Das erste Projekt für die Zehn-Jahres-Feierlichkeiten steht seit Donnerstag auf dem Vorplatz – und schafft neue Abhänge-Möglichkeiten beim Museumsquartier (MQ). Im 16 Meter hohen Flederhaus sind auf vier Stockwerken benutzbare Hängematten angebracht. Das vom Architekten-Team „heri&salli“ entworfene Objekt soll bis zum Herbst bei der U2-Station Museumsquartier bleiben.

Auf dem gesamten MQ-Areal sind eine ganze Reihe von Veranstaltungen und Kunstprojekten zum runden Geburtstag geplant, „zu den 100 regulären im Sommer gibt es heuer rund 100 weitere“, sagt MQ-Direktor Wolfgang Waldner. Am 6. Mai geht es von neun Uhr morgens bis spät am Abend um das Thema Europa. Dabei gibt es eine Reihe von Vorträgen, Diskussionen und Workshops, ab 18 Uhr spielt im Haupthof die Band Russkaja, danach treten Dirk Stermann und Christoph Grissemann auf.

Mitte Juni lädt die Kunsthalle Wien den von Oliver Hangl gegründeten und mittlerweile rund 60 Wiener umfassenden Beschwerdechors ins MQ. Fürs gesungene Sudern sammelt Hangl ab sofort auf www.wienerbeschwerdechors.at Beschwerden. Am eigentlichen Jubiläumstag, dem 30. Juni, bedankt man sich laut Waldner bei den jungen Besuchern – und veranstaltet ein Open Air, bei dem eine Reihe von Bands aus Osteuropa auftreten.

Das Flederhaus am Vorplatz bekommt derweil ständig neue Gefährten: Der ehemalige Direktor des Mumok Edelbert Köb kuratiert das Projekt „the art of innovative“: österreichische Künstler kreieren aufblasbare Skulpturen. (stem)

Die Revolution ist noch im Rohbau

Umberto Giordanos Revolutionsoper „André Chénier“ auf der Bregenzer Seebühne

Jutta Berger

Bregenz – Der Bodensee als Badewanne, aus der Wanne ragen Kopf und Schultern einer überdimensionierten Leiche. Die Bregenzer Festspiele machen heuer auf Opernkrimi. Der Tote in der Wanne ist Jean-Paul Marat, einer der radikalsten Führer der Französischen Revolution. Der Jakobiner Marat wurde von der gemäßigten Girondistin Charlotte Corday beim Bad in der Wanne erstochen. Vorbild für die Bühnenskulptur zu Umberto Giordanos Revolutionsdrama André Chénier ist das Gemälde *Der Tod des Marat* von Jacques-Louis David aus dem Jahr 1793.

Erstmals orientiert man sich mit diesem Bühnenbild an einem realen Kunstwerk. Das ist nicht die einzige Neuerung dieser Saison: Intendant David Pountney wagt sich mit der Giordano-Oper an ein eher unbekanntes Werk, „weil ich überzeugt bin, dass diese packen-

de Geschichte wie geschaffen für die Seebühne ist“.

Innovation Nummer drei ist die Realisierung des Bühnenbilds von David Fielding nach einem 3-D-Modell. Die Teile der 24 Meter hohen Skulptur wurden mit CNC-Technik aus Styropor gefräst und schließlich von den Theaterbildhauern in Handarbeit fertiggestellt. Noch hängen täglich Kascheure an Styropor und Kopf, um der Haut die passende Farbe zu geben.

Marats Kopf, der zwei Sommer lang das Bregenzer Wahrzeichen sein wird, ist 60 Tonnen schwer und lässt sich hydraulisch nach hinten klappen. Die Künstlerinnen und Künstler werden Marat „nicht nur auf dem Kopf herumtanzen“, wie Technikdirektor Gerd Alfons beim Richtfest am vergangenen Mittwoch erzählte, sondern auch im Kopf. Das Hirn wird ein Bücherturm, passend zur Biografie des Dichters André Chénier sein. Wie immer beim Spiel

auf dem See, wird sich auf der und um die Bühne einiges bewegen. Eine Hebebühne wird zum Brief, ein Buch zum Tanzboden und ein riesiger Spiegel im Goldrahmen zur Projektionsfläche. Der Spiegel berge noch Überraschungen, sagte Alfons, verraten werden die aber erst bei der Premiere am 20. Juli. Den Darstellern wird durch steile Treppen Sportsgeist abverlangt. David Pountney sieht das gelassen. „Singen ist an sich eine sportliche Leistung.“

Richtige Sportler, Arbeits- und Rettungstaucher, sind beim Bau und bei den Vorstellungen unter Wasser beschäftigt. Für den Bühnenaufbau wurden von Arbeitstauern Tonnen von Stahl verbaut. Bis zu vier Stunden bleiben die Spezialisten in der Tiefe, auch bei winterlichen Temperaturen. An der Realisierung der Seebühne, die zwischen sechs und sieben Millionen Euro kostet, waren 40 Unternehmen beteiligt.

www.bregenzerfestspiele.com



Richtfest auf der Bregenzer Seebühne. Marat sitzt erstochen in der Wanne, noch arbeiten Kascheure an seinem Aussehen. Die Festspiel-Führung informiert über die Oper „André Chénier“. Ab 20. Juli bei den Bregenzer Festspielen. Foto: Bregenzer Festspiele/andereart

OGH: Verbot der Fortpflanzung für Lesben diskriminierend

Wien – Mit dem Gesetz über die eingetragene Partnerschaft wurde lesbischen Paaren gleichzeitig die medizinisch unterstützte Fortpflanzung verboten. Der Oberste Gerichtshof (OGH) hat jetzt beim Verfassungsgerichtshof die Aufhebung dieses Verbots wegen Verfassungswidrigkeit beantragt.

Mit der eingetragenen Partnerschaft wurde die medizinisch unterstützte Fortpflanzung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften ausdrücklich verboten – mit Strafdrohung: bis zu 36.000 Euro Geldstrafe oder bis zwei Wochen Haft.

Daniela und Christina Bauer, die eine österreichische, die andere deutsche Staatsbürgerin, haben sich 2008 in Deutschland verpartnert und sind anschließend nach Wels in Oberösterreich gezogen. Dort haben sie 2010 beim Bezirksgericht Wels die Insemination beantragt. Das Bezirksgericht wies den Antrag ab, das Landesgericht Wels bestätigte die Abweisung. Begründung: Die Ablehnung verstoße keineswegs gegen Menschen- oder EU-Bürgerrechte.

Sexuelle Diskriminierung

Der OGH sieht das, laut jüngstem Beschluss, gänzlich anders. Er stellt den Antrag an den Verfassungsgerichtshof (VfGH), jenen Passus im Fortpflanzungsgesetz als verfassungswidrig aufzuheben, der von „Personen verschiedenen Geschlechts“ spricht. Denn auf diese Weise würden Frauen, die mit anderen Frauen zusammenleben, von der Möglichkeit ausgeschlossen, „Kinder zu haben und aufzuziehen“. Frauen würden damit wegen ihrer sexuellen Orientierung diskriminiert.

Das Rechtskomitee Lambda (RKL), Bürgerrechtsorganisation für homo- und bisexuelle sowie transidente Frauen und Männer, zeigte sich darüber am Donnerstag „hoherfreut“. (red)